

# Sicherheit im öffentlichen Raum

## VON DER ANGST UND DEN VERSUCHEN, SIE ZU BEKÄMPFEN

Mehr als zwei Drittel aller Frauen haben Angst auf der Straße, in U-Bahnhöfen oder auf Plätzen. Woher diese Angst kommt, welche Maßnahmen gegen sie ergriffen werden und wie erfolgreich diese sind, damit beschäftigt sich eine Studienarbeit am Institut für Architektur- und Planungstheorie.

Sicherheit ist in aller Munde, in jeder Zeitung und auf so manchem Wahlkampfplakat. Warum ist sie ein derart wichtiges gesellschaftliches Thema geworden?

Am Sicherheitsdiskurs als Indikator lassen sich wichtige Entwicklungen ablesen, er dient aber auch bestimmten Interessen, er wird inflationär von der Politik gebraucht und zuweilen von den Medien als Bedrohungsszenario heraufbeschworen.

Dabei fing das Thema einmal ganz klein an: Im Verlauf der Frauenbewegung wurde Sicherheit im öffentlichen Raum als ein Aspekt von Gewalt gegen Frauen thematisiert. Das Thema Sicherheit im öffentli-

chen Raum reicht mittlerweile von den feministischen Ursprüngen über Angstraumdebatten und zahlreiche bauliche Maßnahmen für mehr Sicherheit bis hin zur staatlichen Ordnungspolitik und der immer populärer werdenden Videoüberwachung.

Sicherheit ist laut Lexikon Gewissheit, Zuverlässigkeit, Unbedrohtheit – ihre Antagonisten Angst, Unsicherheit und Bedrohung, aber auch Gewalt und Kriminalität bestimmen den Diskurs wesentlich. Angst fungiert als Schlüsselthema: Wenn niemand Angst im öffentlichen Raum hätte, würde sich dieser sicher anfühlen.

Das ist aber nicht der Fall: In Befragungen geben regel-

mäßig mehr als zwei Drittel der Frauen<sup>1</sup> an, Angst zu haben und sich auf Deutschlands Straßen nicht sicher zu fühlen.

Verursacht wird das zum einen von Kriminalitätsfurcht, zum anderen von Alltagsirritationen.

### Der öffentliche Raum ist für Frauen vergleichsweise sicher

Kriminalitätsfurcht ist die affektive Angst, Opfer einer Straftat zu werden. In Untersuchungen zeigt sich deutlich, dass geschlechtsabhängig<sup>2</sup> gefürchtet wird, aber auch, dass weit mehr gefürchtet wird als die tatsächlichen Kriminalitätsraten nahe legen.



Abbildung 1  
In unterirdischen Einkaufspassagen fühlen sich viele Menschen unsicher.

Polizeiliche Kriminalstatistiken [3] über Gewalt ergeben, dass nur ein Viertel der Gewaltdelikte dem öffentlichen Bereich zugeschrieben werden kann und Frauen sogar noch seltener Opfer von Unbekannten werden als Männer.

Daraus wird klar, dass für Frauen der Umgang mit Verwandten und Freunden viel gefährlicher ist als der Umgang mit Fremden. Der öffentliche Raum ist für Frauen ver-

Es sind die harmlosen, selten strafrechtsrelevanten, aber unangenehmen Ereignisse im öffentlichen Raum, die die Menschen verunsichern.

Alltagsirritationen können Lärm, Schmutz und Verwahrlosungen ebenso sein wie verdächtige Personenkreise (Obdachlose, Ansammlungen von Junkies, Cliques von Jugendlichen etc.). Deren bloßes Erscheinungsbild und – eigentlich harmloses – Verhalten

Angst und Unsicherheit verteilen sich nicht gleichmäßig über den Raum. Feministische Planerinnen machten bald »Gewalträume« oder »Tatorte« aus, in denen sich die Gewalt gegen Frauen konzentrierte.

Wesentlich populärer wurde allerdings der Begriff »Angsträume«: Räume also, die Frauen Angst machen. Feministinnen kritisierten zu Recht diese Begriffswandlung, die auch eine Haltung widerspiegelt: Der Diskurs wandelte



Abbildung 2  
Ein menschenleerer Weg vor verriegelten Fenstern. Würde hier jemand einen Hilferuf hören?

gleichsweise sicher, ihr Gefahrenraum ist die Wohnung.

Dass sich der Diskurs um Sicherheit für Frauen dennoch hauptsächlich auf den öffentlichen Raum bezieht, liegt vor allem daran, dass das Bild des netten Bekannten oder Verwandten im Gegensatz zum gefährlichen fremden Mann gesellschaftlich gestützt wird.<sup>4</sup> Gleichzeitig wird das Bild der ängstlichen Frau gepflegt.<sup>5</sup>

Wesentlich einflussreicher auf die Angst im öffentlichen Raum sind im Vergleich zur Kriminalitätsfurcht die so genannten »Alltagsirritationen«, weil sie dauerhaft, penetrant, häufiger und nicht so einfach zu verarbeiten sind.

gelten als suspekt und irritierend. Aber auch Rücksichtslosigkeiten, sexualisierte Belästigungen gegenüber Frauen (Anstarren, Hinterherpfeifen, anzügliche Bemerkungen, derbe Sprüche und unangenehme Zudringlichkeiten) oder Nutzungskonflikte in der Inanspruchnahme des öffentlichen Raumes durch kulturelle, geschlechtliche und altersbedingte Unterschiede können das Sicherheitsgefühl negativ beeinflussen.

Alles in allem ist ein Angstkomplex überaus menschlich und nicht so einfach zu begreifen oder zu erklären.

sich von einem, der Gewalt und Täter im Blickfeld hatte, zu einem, der nur noch diffuse, unbegründet erscheinende Angst von schwachen, hilfebedürftigen Frauen fokussierte.<sup>6</sup>

Unter dem Begriff »Angsträume« sammelte sich ein Gemenge an räumlichen Merkmalen (uneinsehbar und unübersichtlich), Zuständen (schmutzig, verwahrlost, dunkel, unbelebt) und städtebaulich-architektonischen Situationen (Nähe zu »männlichen Vergnügungsvierteln«, Unterführungen, Tiefgaragen, Grünanlagen, Haltestellen des ÖPNV, monofunktionelle Bereiche wie Industriegebiete).

1 Ich beschränke mich auf die Untersuchung der Sicherheit von Frauen im öffentlichen Raum, da sie die kritische Größe sind: Sie sind mehr bedroht durch (sexualisierte) Gewalt, empfinden mehr Angst. Bei Frauen nahm die Sicherheitsdebatte ihren Anfang, und auch die aktuelle Videoüberwachung kümmert sich angeblich um die Sicherheit von Frauen.

2 Frauen weisen durchschnittlich mehr als doppelt so hohe Werte auf.

3 Basis: Polizeiliche Kriminalstatistik des BKA; 1998, untersucht von: Becker, Ruth: »Riskante Sicherheiten. Von gefährlichen Orten und sicheren Räumen«. In: Thabe, Sabine (Hg.): Raum und Sicherheit, Dortmund 2001

4 vgl. Bösebeck, Ulrich: Stadtluft macht frei und unsicher. Beiträge der Stadtplanungsprofession für mehr Sicherheit in der Innenstadt, Universität Gesamthochschule Kassel, Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung/Landschaftsplanung Heft 146, Kassel 2001

5 vgl. Becker, Ruth: Feministische Forschung in Architektur und Planung – neuere Entwicklungen und offene Fragen. In: Bock, Stephanie; Hubenthal Heidrun (Hg.): Zurück oder vor? 1978–1998, Dokumentation der 4. Planerinnentagung in Kassel, Kassel 1998

6 Der Begriff »Angstraum« wurde und wird auch von vielen Frauen unkritisch benutzt.



Abbildung 3  
Eine verwahrloste Umgebung erzeugt Unsicherheit.



Abbildung 4  
Videoüberwachung soll für mehr Sicherheit sorgen.

### Der Entwurf der »Sicheren Stadt«

Ab Mitte der 80er Jahre versuchten sich Planerinnen und Architektinnen am Entwurf der sicheren Stadt.

Neben aktionsorientierten Ideen, die auf die Wahrnehmung von Stadt und das Sicherheitsgefühl abzielten (Beispiel: Frauen erobern sich die Stadt zurück in Frankfurt am Main), entwickelten sie Kriterien für mehr Sicherheit und erstellten Maßnahmenlisten, wie öffentliche Räume zu gestalten seien.<sup>7</sup> Darin werden in Abhängigkeit der städtebaulichen Situation (Stadtteil und Quartier vs. Stadtzentrum) sowie der Funktion der Räume (Wohnen, Infrastruktureinrichtungen, Grünflächen, Verkehr) Kriterien aufgestellt.

So sollen beispielsweise im Wohnquartier möglichst viele Wohnungen im Erdgeschoss und zur Straße angeordnet werden. Nischen und Einbuchtungen sollen ebenso wie »blinde« Kopfmauern vermieden werden. Überbauungen und Laubengänge trifft das Urteil: »dunkle Verstecke« und »uneindeutige Nutzerzuord-

nung«. Hochhäuser sind genauso tabu wie brachliegende, ungenutzte Flächen, auch Parkhäuser und Tiefgaragen kommen per se schlecht weg und sollten wenigstens stützenfrei und mit verglasten Treppenhäusern gebaut werden. Statt hoher Sträucher und Hecken werden niedrige Büsche oder Bäume mit Möglichkeiten des Durchblicks vorgeschlagen.

Übersichtlich soll alles werden, gut beleuchtet, einsehbar, sozial kontrollierbar, verschiedene Wegeverbindungen sollen möglich sein, Fluchtwege inklusive.

Die Autorinnen räumen selbst ein, dass diese Vorschläge sinnvoll gegeneinander abzuwägen sind und sich manche Forderungen gegenseitig ausschließen. Es könnten auch niemals alle Orte und Gebiete einer Stadt sicher sein.

Trotz aller Relativierungen bleibt ein fader Nachgeschmack angesichts dieser Umgestaltung der Räume:

Sicher wären sie wohl, allerdings nicht lebenswert und langweilig.

Nischen können zwar unsicher sein, bieten aber auch Raum für knutschende Jugendliche oder schutzsuchende Obdachlose. Die rein räumlichen Maßnahmen, gestutzte Hecken, ausgeleuchtete Räume und verbaute Nischen greifen zu kurz.

Es gibt kaum eine Situation oder einen Raum, der nicht irgendwann als angsterzeugend genannt wird, offene wie geschlossene Strukturen, belebte wie unbelebte Räume.

Der Schluss liegt daher nahe, dass es weniger die konkreten, gebauten Räume sind, die mit Angst assoziiert werden, sondern die sozialen Räume: die Menschen, die sich darin aufhalten, ihr Verhalten und Agieren. Angst, ebenso natürlich wie menschlich, wird auf einen Raum projiziert, sie wird nicht ursächlich von diesem Raum produziert.

### Warum Videoüberwachung wenig sinnvoll ist

Auch Maßnahmen, wie das viel kritisierte »Begleitparken« in einem Mainzer Parkhaus, wo für damals eine Mark Gebühr ein männlicher Begleitschutz gebucht werden konnte, Frauenparkplätze, die erst recht auf ängstliche Opfer hinwiesen, oder Frauennachtaxis, die selten funktionierten, nie zur Verfügung standen oder mangels Nachfrage wieder eingestellt wurden, führten nicht zum Ziel der sicheren Stadt.

Den vorerst letzten Schritt in der Sicherheitsfrage markiert die Einführung von Videoüberwachung im öffentlichen Raum. Als Fortsetzung der sauberen und sicheren Welt der privatisierten und überwachten Shopping Malls oder Bahnhöfe wird zunehmend auch der städtische öffentliche Raum überwacht.

Dabei ist Videoüberwachung nicht nur aus datenschutzrechtlichen Gründen kritisch zu sehen, auch aus

<sup>7</sup> Eines der umfangreichsten Werke ist: Siemonsen, Kerstin; Zauke, Gabriele: Sicherheit im öffentlichen Raum. Städtebauliche und planerische Maßnahmen zur Verminderung von Gewalt, Zürich 1991



städtebaulicher Sicht und frauenzentrierter Perspektive lässt sich einiges dagegen ins Feld führen.

Die Effekte von Videoüberwachung kulminieren zum einen in der Verdrängung von Kriminalität in nicht-überwachte Gebiete, zum anderen in der erzwungenen Anpassung von abweichendem Verhalten. Unerwünschte wie Obdachlose, nicht-konsumierende Jugendliche oder Junkies werden direkt oder indirekt des Raumes verwiesen.

Es ist nachgewiesen, dass Videoüberwachung diskriminierend und frauenfeindlich ist, da sie vorhandene Vorurteile verstärkt und zusätzlich Raum für Übergriffe durch Missbrauch der Überwachung bietet. In einer Untersuchung beispielsweise<sup>8</sup> wurden Jugendliche und AusländerInnen grundlos dreimal so häufig beobachtet wie Ältere oder Einheimische, Frauen wurden kaum beobachtet und wenn, dann oft mit voyeuristischem Hintergrund.<sup>9</sup> Wenn man außerdem berücksichtigt, dass Videoüberwachung wesentlich mehr auf Eigentumsdelikte abzielt als auf Gewaltdelikte, so muss man zum Schluss kommen, dass Videoüberwachung vielem dient, der größeren persönlichen Sicherheit von Frauen jedoch kaum.

Sicherheit im öffentlichen Raum ist ebenso komplex wie Angst, und es wird keine einfachen Rezepte geben.

Die vorgestellten baulich-räumlichen Maßnahmen können durchaus manchmal gerechtfertigt sein und zu mehr Sicherheit im öffentlichen Raum führen. Auch selbstbewusstseinsstärkende Aktionen können adäquate Mittel sein

und Frauen zu mehr Sicherheitsgefühl<sup>10</sup> verhelfen. Alleinige Lösungen bieten beide jedoch nicht. Manche PlanerInnen<sup>11</sup> vertreten hingegen die Auffassung, dass Sicherheit nur bedingt planbar ist, und anstatt immer mehr Sicherheit vorzugaukeln und zu produzieren, müsste vielmehr der Umgang mit dem Unsicheren und Fremden geübt werden, da das Leben an sich unsicher ist. Auch die Balance zwischen notwendiger Sicherheit und notwendiger Freiheit sollte bedacht werden.

Angst im öffentlichen Raum kann auch als Resultat von Nutzungskonflikten verstanden werden. Um sie zu ver-



meiden, ist nicht nur eine Strategie für mehr Toleranz im urbanen Raum nötig, sondern der öffentliche Raum müsste in größerem Maße öffentlich sein und allen zur Verfügung stehen. Denn Rangeleien und Konflikte ergeben sich vor allem aus Beschränkung und Abgrenzung.

Schließlich könnte auch die Position der Bejahung des Städtischen<sup>12</sup> hilfreich für eine

Lösung des Sicherheitsdilemmas sein: Städtische Unsicherheit wird gerne in Kauf genommen, da Stadt durch ihre Vielfalt, ihr positiv gewertetes Chaos und ihre Spontaneität auch als Quelle der Emanzipation fungiert, gerade für Frauen, denen sich in der Stadt Freiräume öffnen.

Sicher ist letztlich nur eines:

In einer Situation, in der Sicherheit zunehmend einen Warencharakter annimmt und sich private Unternehmen von der steigenden menschlichen Angst wachsenden Profit erhoffen, wird das Sicherheitsbedürfnis oft instrumentalisiert, missbraucht und überinterpretiert.



### Kerstin Sailer

Jahrgang 1976, ist Diplomandin am Fachbereich Architektur und wissenschaftliche Hilfskraft in Forschung und Lehre am Institut für Architektur- und Planungstheorie (IAP), Fachgebiet Architektursoziologie und Frauenforschung.

8 nach einer Studie in England, vgl. Veil, Katja: Raumkontrolle – Videokontrolle und Planung für den öffentlichen Raum, Diplomarbeit am Institut für Stadt- und Regionalsoziologie der TU Berlin 2001

9 vgl. Koskela, Hille: Videosurveillance, Gender and the Safety of Public Urban Space: »Peeping Tom« goes High Tech? In: Urban Geography 2002, Volume 23, No. 3, S. 257–278

10 Im Englischen wird unterschieden zwischen »safety« (gefühlte, emotionale Sicherheit) und »security« (technischer, faktischer Sicherheit).

11 vgl. Kasper, Birgit: Die Angst »aus Räumen«. Untersuchung von Angst in den Städten und von kommunalen Strategien zur Auseinandersetzung mit städtischen Angsträumen, Kassel 1998

12 Wilson, Elizabeth: Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen, Basel/Berlin/Boston 1993